Vom Kriegsgrund zum Kriegsziel



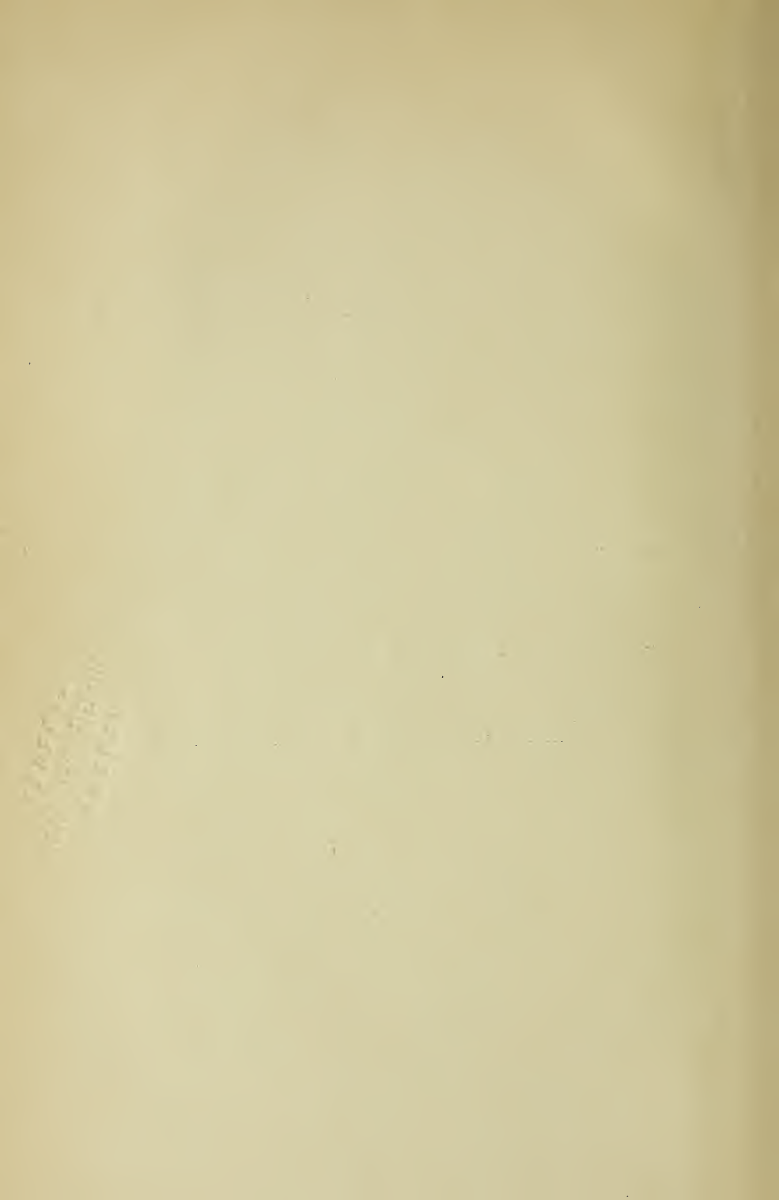
Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin 1916

Druck der
Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach
in Salach, Württemberg

Die nachstehenden Ausführungen erscheinen mir der öffentlichen Beachtung in hohem Maße wert zu sein. Erfahrungsgemäß aber versagt sich diese Beachtung der Regel nach Schriften, die ohne den Namen des Urhebers erscheinen. Der Verfasser ist aus dienstlichen Rücksichten nicht in der Lage, seinen Namen zu nennen. Ich komme deshalb sehr gern seinem Ersuchen nach, ihm den meinigen zur Einführung seiner Arbeit in die Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen. Darin liegt nicht eine sachliche Stellungnahme zu seinen Auffassungen und Schlußfolgerungen, wohl aber der herzliche Wunsch, daß seinen Darlegungen der Erfolg zuteil werden möchte, der ihrer vornehmen Objektivität, ihrer gewissenhaft abwägenden Methodik und ihrer sachlichen, alle Schlagworte vermeidenden Ausdrucksweise gebührt.

Berlin, den 8. November 1916.

Schiffer,
Mitglied des Reichstages und des Abgeordnetenhauses.



Man spricht so viel von dem großen Umlernen, zu dem uns alle dieser Krieg zwingt. Und in der Tat gibt es kaum eine unter den mit dem Krieg zusammenhängenden Fragen, in der sich nicht unsere Vorstellungen stark gewandelt hätten. Am wenigsten scheint jedoch davon die Erörterung der Kriegsziele berührt worden zu sein, die schon so lange von Mund zu Mund geht, auf die schon so viel Leidenschaft verwendet ist. Das wäre sehr sonderbar. Denn unser Kriegsziel kann sich ja nur aufbauen auf der Erkenntnis des inneren Grundes des Weltkrieges sowie der Umstände, die ihn ermöglichten, und auf den Erfahrungen während des Krieges selbst. Vielleicht hat sich das noch nicht jeder ganz klargemacht. Aber wie sollten wir uns eine auf lange gesicherte Friedensstellung schaffen — und das ist doch unser aller Kriegsziel —, wenn wir nicht genau die bewegenden Kräfte dieses Krieges und die Grundlagen jeder neuzeitlichen Militär- und Wirtschaftsmacht kennten! Wir würden dann vielleicht ein ganz falsches Fundament legen, das den stolzen Bau des neuen Deutschlands nicht zu tragen vermöchte.

Andererseits wäre es doch wohl nicht so sonderbar, wenn sich das Umlernen bei uns nur wenig auf die Kriegsziele erstreckt hätte. Denn das Umstellen des ganzen politischen Denkens von der kontinental-wirtschaftlichen auf die weltwirtschaftliche Grundlage ist ein schwieriger Prozeß, zu dem alle Völker Menschenalter gebraucht haben. Das aber ist vonnöten. Als zweites kommt hinzu, daß sich der menschliche Sinn so gern an das Handgreifliche klammert. Zum Beispiel: Gebietszuwachs — das ist etwas, was jeder versteht. Das hat man in der Geschichtsstunde,

als mit den meisten Kriegen zusammenhängend, gelernt. „Man weiß doch, wo und wie . . .“ Und der Reichskanzler hat diese Neigung verstärkt, als er in seiner Rede vom 5. April 1916, die zum erstenmal einen Weg zum Frieden zeigte, von Kurland, Litauen, Polen und Flandern sprach. Doch wäre wohl Herr von Bethmann Hollweg der letzte, der behaupten wollte, daß damit ein auch nur einigermaßen vollständiges Friedensprogramm aufgestellt worden sei. Der Zweck dieser Rede war ein ganz anderer: es sollte am Beispiel einiger symptomatisch bedeutsamer Friedensbedingungen gezeigt werden, daß wir keine unerfüllbaren Forderungen aufstellen, daß es Lug und Trug zur Aufpeitschung der gegen uns kämpfenden kriegsmüden Völker ist, wenn man ihnen vorredet, ein deutscher Sieg würde den Ruin der Selbständigkeit und Freiheit großer Kulturländer bedeuten. Andere Friedensbedingungen von mindestens ebenso großer tatsächlicher Bedeutung hat der Reichskanzler in diesem Zusammenhange mit Recht nicht erwähnt.

Ein festes, ins einzelne gehendes Programm für unsere Friedensbedingungen kann zurzeit weder die Regierung noch die öffentliche Meinung aufstellen. Die Grundlage fehlt: die von allen Seiten als unabänderlich anerkannte militärische und politische Lage. Jeder Monat, jeder Tag kann sie plötzlich ändern. Der Einwand, daß man trotzdem ein Programm aufstellen und so lange kämpfen müsse, bis es durchführbar sei, ist entweder eine unüberlegte Redensart oder schlimmer politischer Dilettantismus. Denn mit den militärischen Erfolgmöglichkeiten verschieben sich auch die Kriegszielmöglichkeiten, von denen nicht eine oder zwei, sondern hundert vorteilhaft sein können. Deshalb weiß das deutsche Volk doch, wofür es kämpft. Es sieht die Vernichtungspläne seiner Feinde und fühlt die Größe der Aufgabe, sie für immer zuschanden werden zu lassen. Daß dies

auf sehr verschiedene Arten möglich ist, erkennt jeder, der darüber nachdenkt.

So wollen wir uns an den Versuch machen, zur Klärung der Grundlagen und Grundfragen beizutragen, auf denen die deutsche Weltstellung beruht und die deshalb auch für die Sicherung der deutschen Zukunft maßgebend sein müssen. Der Versuch ist gewiß schwer und schon durch den hier gegebenen Rahmen zur Unzulänglichkeit verdammt. Aber es können doch wenigstens Anregungen gegeben werden, die jeder weiterdenken und vervollständigen mag. Es kann doch und soll zum mindesten die Größe und Vielseitigkeit der Probleme gezeigt und jedermann, der über Kriegsziele reden will, aufgefordert werden, den rechten Maßstab anzulegen. Das ist das Hauptziel dieser Untersuchung. In der Abwägung der Einzelheiten gegeneinander dürfen die Ansichten auseinander gehen. Das heiße Streiten darüber, das kaum ausbleiben dürfte, wird nichts schaden, sobald nur jeder die Einzelfragen in den großen Zusammenhang einordnet. Dann wird er auch den Andersmeinenden leichter gerecht werden und nicht eine Nebenfrage zum Angelpunkt der Weltgeschichte machen.

Die Wunden, die dieser furchtbare Krieg geschlagen hat, sind zu schwer und werden zu lange schmerzen, als daß irgendeiner, der sein Volk und seinen Kaiser lieb hat, leichtfertig mit dem aufreizenden Argument um sich werfen dürfte: „Alle Opfer sind umsonst gebracht, wenn diese Einzelforderung nicht genau so und restlos erfüllt wird . . .“ Das trifft für keine einzige Spezialforderung zu; wer damit arbeitet, den prüfe man genau, ob er vielleicht selber der Überzeugungskraft seiner sachlichen Gründe mißtraut. Nein, wir leben jetzt schon stolz und froh in der Zuversicht, daß das deutsche Volk gar nicht mehr um den Lohn gebracht werden kann. Denn nicht nur seine Behauptung in der Welt, sondern auch sein Aufstieg ist bereits durch den glücklichen Verlauf des Krieges gesichert.

Trotzdem bleibt die beste und sicherste Verankerung unserer Erfolge eine Aufgabe von gewaltiger Größe und Tragweite. So übertrieben und ungeschichtlich auch die Auffassung ist, daß der kommende Friedensschluß über Jahrhunderte entscheiden und unseren Söhnen und Enkeln nichts mehr zu leisten übriglassen könnte, so richtig und gewichtig ist doch die Forderung, alles Erreichbare jetzt herauszuholen, was unseren Zukunftsweg ebnen kann. Der eine wird diese, der andere jene Friedensbedingung für bedeutsamer halten, der eine mehr, der andere weniger für erreichbar. Das soll seinerzeit alles zum öffentlichen Ausdruck kommen und den verantwortlichen Unterhändlern als Grundlage ihrer Stellung dienen. Das Abwägen und Ausführen wird dann ihr ungleich schwereres Amt sein. Auf das Glück, es allen recht zu machen, ja auch wohl auf den Dank der Mehrheit werden sie verzichten müssen. Aber alle Kritik an ihnen und aller Zwist unter ihren Beratern werden das Staatswohl nicht gefährden, wenn sich jedermann dessen bewußt bleibt, daß man nur über die Wege zum Ziel streitet, das Ziel jedoch allen Volksgenossen gemeinsam ist: die Sicherung der deutschen Zukunft.

Ein Wort noch zur Entstehungsgeschichte dieser, absichtlich knappen und schmucklosen, Betrachtung sei dem Verfasser gestattet. Denn der Leser, der das Schriftwesen unserer Zeit kennt, muß leider bei jeder Neuerscheinung zunächst fragen: welche Personen, Organisationen, Einflüsse stecken dahinter? Deshalb möchte ich kurz und wahrheitsgetreu das folgende erklären. Ich habe diese Aufzeichnungen im März 1916 nur zu dem Zweck niedergeschrieben, mir selbst über meine Stellung zu der Fülle der Fragen, die alle Hirne und Münder beschäftigten, einige Klarheit durch eine methodische Ausarbeitung zu verschaffen. Jetzt suchte ich sie wieder hervor und fand sie in allem Wesentlichen bestätigt. Nur wenige Zeilen waren den neuesten Erfahrungen anzupassen. Wenn ich daraufhin die

Arbeit der Öffentlichkeit übergebe, so geschieht das ohne jede Verbindung mit irgendeiner Partei, Gesellschaft oder Behörde, und ich darf behaupten, daß beim Schreiben mich nichts geleitet hat als der ehrliche Drang nach Erkenntnis, beim Herausgeben nichts als der sehnliche Wunsch, zu meinem bescheidenen Teile mich dem Ganzen als dienendes Glied zu erweisen.

Der Kriegsgrund

Für unseren Zweck scheidet die Frage nach dem äußeren Anlaß des Weltkrieges völlig aus. Ebenso kann auch das Forschen nach den am Ausbruch Schuldigen nur über den Zeitpunkt des Kriegsbeginns Aufklärung schaffen, nicht über seine inneren Ursachen. Empörung und Abscheu waren vollberechtigt gegenüber manchen Formen der gegnerischen Kriegführung — in der Politik und gar in der Beurteilung einer weltpolitischen Entwicklung ist Haß ein schlechter Berater. Darf man aber auch der Frage aus dem Wege gehen, ob der Krieg überhaupt vermeidbar gewesen wäre oder nicht? Die Untersuchung würde weit abführen und doch kaum zu einem unanfechtbaren Ergebnis führen. Im besten Falle ergäbe sich wohl die Wahrscheinlichkeit, daß man die Waffenentscheidung noch um einen größeren Zeitraum hätte hinausschieben können. Wir wollen uns daher kurz entschlossen auf den Standpunkt stellen, daß der Krieg kommen mußte und daß es keinen Zweck hat, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, welche Partei von einer Verzögerung mehr Vorteil gehabt hätte. Nur wenn man annähme, daß England angesichts der Entwicklung der Untersee- und der Luftwaffen seine Weltstellung freiwillig aufgegeben haben könnte, wäre man zu einem Eingehen auf jene Frage gezwungen. Aber das wird wohl niemand annehmen.

Die vielverbreitete Auffassung, daß die Engländer den Krieg gewollt hätten, um den unbequemen deutschen Industriewettbewerber auf dem Weltmarkt loszuwerden, ist bestritten worden. Man hat ihr den außerordentlichen Aufschwung auch

der englischen Handelsausfuhr entgegengehalten, der den Engländern die deutsche Konkurrenz gerade in den letzten Jahren nicht mehr so bedrohlich erscheinen ließ. Und tatsächlich ist jener Satz in der schlagwortartig vergröberten Form falsch. Den deutschen Wettbewerb hätten die Engländer lieber, weil billiger, auf kaltem Wege bekämpft: durch internationale Abmachungen über die Teilung der Welt und durch den engeren handelspolitischen Zusammenschluß mit ihren Kolonien. Allerdings mußten sie sich sagen, daß diese gegen Deutschland gerichtete Abschnürungspolitik nicht ohne heißesten Kampf zu Ende geführt werden konnte. Ehrliche Engländer haben das sogar noch während des Krieges offen zugegeben. Als eigentlichen Kriegsgrund wird man daher besser den weiteren Begriff: den Widerstand gegen die Einreihung Deutschlands unter die Weltmächte bezeichnen. Diesem in erster Linie englischen Kampfe schlossen sich das herabsinkende, durch seinen Kolonialbesitz nur noch künstlich aufrecht erhaltene Frankreich und das aufsteigende Rußland an, dessen eigene Ausdehnungspolitik sich mit den Wirtschaftsplänen Österreich-Ungarns und Deutschlands auf dem Balkan feindlich kreuzte.

Der Revanchegedanken in Frankreich und der neidische Deutschenhaß in Rußland waren nur künstliche Mittel, um die Völker für die Teilnahme an dem unvermeidlichen Kriege zu gewinnen. Der Kampf der alten Imperien gegen das neue Weltmachtsyndikat Deutschland-Österreich-Ungarn mußte wohl angefochten werden — ebenso wie noch Japan um seine Weltstellung wird kämpfen müssen. Die großen weltgeschichtlichen Verschiebungen vollzogen sich bisher fast immer unter Erdbeben und feurigen Eruptionen. Aber je tiefere Wunden die Kriege schlagen, desto länger zögern die Völker mit dem Entschluß, zu dem äußersten Mittel zu greifen. Denkbar war schon bisher die Möglichkeit — und sie wird es künftig in viel höherem Grade sein —,

daß wichtige Veränderungen ohne Krieg vor sich gehen, weil die Geschädigten zur Selbsthilfe zu schwach sind und willige Helfer nicht finden. Eine starke Koalition, die den Frieden will, wird ihn in Zukunft fast immer erzwingen können, und nur um grundstürzende Entscheidungen wird man noch mit den Waffen kämpfen.

Deshalb müssen wir auch schon bei dem gegenwärtigen Kriege — zumal da er als Unterlage für Zukunftsbetrachtungen dienen soll — nicht allein nach dem Grunde, sondern auch nach den Umständen fragen, die ihn ermöglicht haben.

Zur Sprengung und Erdrosselung des Dreibundes hatte sich Eduards Dreiverband gebildet. Was gab ihm, der bei früheren Gelegenheiten dem Waffengange ausgewichen war, jetzt den Entschluß ein, ihn zu suchen? In erster Linie natürlich der Glauben an die eigene militärische Überlegenheit. Man hielt, mit Unterschätzung namentlich des österreichisch-ungarischen Gegners, die russische Armeereform für genügend vorgeschritten und hielt die belgischen Festungen für stark genug, um den deutschen Vorwärtsdrang bis zur Vollendung des französischen und des englischen Aufmarsches festzuhalten. (Das Einrücken der Deutschen in Belgien wurde überall als selbstverständlich angesehen — alle Entrüstung darüber ist Heuchelei.) In schwer verständlicher Unkenntnis der deutschen Verhältnisse rechnete man mit inneren Schwierigkeiten bei uns, ja mit einer Revolution. Die Herrschaft zur See ließ eine Eroberung der deutschen Kolonien als leicht zu erringenden, angenehmen Zuwachs erscheinen. Dazu kam die Gewißheit, daß Italien aus Furcht vor den englisch-französischen Seestreitkräften zum mindesten neutral bleiben würde, und die Hoffnung auf den Anschluß Griechenlands und Rumäniens an die siegreichen Slawen.

Hier berühren sich die militärischen Berechnungen mit den politischen. Bei diesen spielten auch die Aussichten auf die Haltung der Neutralen eine ausschlaggebende Rolle. Die Eng-

länder und Franzosen waren, gestützt auf eine langjährige, mit allen Mitteln arbeitende politische Vorbereitung, dessen sicher, daß sie die Sympathien des größten Teiles der neutralen Völker auf ihrer Seite haben und daß insbesondere die Vereinigten Staaten sich durch keinerlei Verletzungen des internationalen Rechts abhalten lassen würden, dem Dreiverband Kriegsbedarf und Lebensmittel zu liefern. Ohne diese feste Zuversicht hätte England den Krieg gar nicht beginnen können. Denn es war ja anfangs gewillt, den Kampf seinerseits möglichst nur gegen die deutsche Wirtschaft zu führen, was ohne zahlreiche Völkerrechtsbrüche nicht erreichbar war. Die falsche Einschätzung der volkswirtschaftlichen Kraft und Organisationsfähigkeit Deutschlands gebar den Aushungerungsplan, der zweifellos einen wesentlichen Anteil an dem englischen Entschluß zum Kriege gehabt hat. Kaum weniger stärkte sich die Siegeszuversicht an dem Vertrauen auf die finanzielle Überlegenheit, das mit einer hartnäckigen Geringachtung der deutschen Finanzkraft Hand in Hand ging.

Wir halten aus dem oben Gesagten fest: Dieser Krieg geht um weltwirtschaftlichen Besitz, der in künftiger Friedensarbeit ausgebeutet werden soll; und auch die Umstände, die ihn ermöglichten, sind nicht nur von militärischer, sondern von mancherlei Art.

Die Grundlagen der Weltstellung

Aus militärischen, politischen, wirtschaftlichen und finanziellen Berechnungen haben wir das Überlegenheitsgefühl und damit den Kriegswillen des Dreiverbandes abgeleitet. Der Verlauf des über alles Erwarten zähen Weltenringkampfes hat nun sowohl diese leichtfertigen Selbsttäuschungen vernichtet, als auch manchen bisher allgemein anerkannten Grundsatz umgeworfen und manche neue Erfahrung ans Licht gebracht. So wird, wer heute über die Grundlagen der Weltstellung einer Großmacht schreiben will, in nicht wenigen Punkten sich anders ausdrücken müssen, als er es vor zwei Jahren getan hätte. Die Hauptlinien aber sind dieselben wie vor tausend Jahren.

Die militärische Unbesiegbarkeit, möglichst verbunden mit der Fähigkeit, selbst schnelle und starke Offensivschläge austeilen zu können, bleibt natürlich ein Grundpfeiler jeder Großmacht. Ins Wanken geraten ist der Glauben an die ausschlaggebende Menschenzahl und an den Wert der Festungen, außerordentlich gestiegen die Einschätzung des Kriegsmaterials. Dies mit Recht. Der Verbrauch an Waffen und Munition in diesem Kriege hat alle früheren Berechnungen über den Haufen geworfen. Ein reichlicher Eigenbesitz von Kohle und Eisen oder die ungehinderte Kriegsmaterialzufuhr aus anderen Ländern ist eine Lebensbedingung für jeden Großstaat geworden. Die für einen längeren Krieg notwendige Munitionsmenge im Frieden anzusammeln und aufzubewahren, ist unmöglich, weil die ungeheuren Kosten bei jeder Konstruktionsänderung vergeudet wären und weil der Friedensbedarf an scharfer Munition sehr gering ist.

Die geringere Bewertung der Menschenzahl beruht teils auf der sehr erhöhten Verteidigungsfähigkeit der unterirdischen Stellungen, teils auf den Erfahrungen mit den russischen Massen. Sie hat äußerst beschränkte Gültigkeit. Wer den Krieg offensiv führen will, wird nun erst recht auf eine möglichst große Armee bedacht sein müssen. Und schlecht ausgebildete Heere mit schlechten Führern haben allein durch die Überzahl auch früher kaum gesiegt. So kann es allerdings eine Schicksalsfrage selbst für das volkreichste Land werden, ob die Befähigung zur heutigen Kriegführung dem Volkscharakter widerspricht. Wieweit das bei den Russen zutrifft, wagen wir noch nicht zu entscheiden. Von der Antwort, die vielleicht ein späterer Krieg geben wird, kann die Zukunft Europas abhängen. — Die Festungen alter Art sind durch den überraschenden Aufschwung der Belagerungsartillerie hinfällig geworden. Um so krasser tritt die Bedeutung der ganz neuen, über Hunderte von Kilometern fortlaufenden Feldbefestigungen hervor und mit ihr der Wert starker natürlicher Grenzen. Der Schutz aller Teile des eigenen Landes gegen die verheerende Wirkung des Schützengrabenkrieges ist ein Wirtschafts- und Gefühlsmoment ersten Ranges geworden.

Eine besondere Rolle hat im ersten Weltkriege die militärische Seeherrschaft gespielt. Auf ihr beruht die ganze Weltstellung Englands. Die hochbedeutsame Erfahrung dieses Krieges war, daß die Seeherrschaft im wesentlichen sich nur für die englische Verteidigung als ausschlaggebend erwies. Sie verhinderte die Verlegung des Kriegsschauplatzes auf großbritannischen Boden und sicherte den Westmächten die Zufuhr aus Amerika, sowie den Verkehr miteinander. Den Russen konnte sie, da sie in der Ostsee versagte, nur im nördlichen Eismeer und Ostasien nützen. Freilich haben die Erfolge der deutschen U-Boote und Luftkreuzer schon jetzt die Verteidigungsfähigkeit Englands in Frage gestellt. Gelingt es, diese Waffen

um ein Mehrfaches zu vermehren und zu verstärken, ohne daß die Abwehrmittel damit gleichen Schritt halten, dann ist die großbritannische Weltmacht dahin. Wir halten diese Entwicklung der Kriegsmittel noch nicht für sicher, sehen sie aber als möglich, ja als wahrscheinlich an. Gerade im Seekriege haben die technischen Neuerungen schon vollständige Umwälzungen der Strategie und Taktik herbeigeführt.

Das zeigte sich deutlich an dem Versagen der englischen Flotte als Angriffswaffe. Die Engländer haben von vornherein auf den Angriff gegen die deutschen Küsten und die deutsche Flotte verzichtet. Ob sie mehr unsere Kleinkriegsmittel und Küstenbatterien oder das Risiko einer Seeschlacht fürchteten, bleibe einstweilen dahingestellt. Aber sie haben wahrscheinlich das Risiko des Krieges gerade deshalb nicht gescheut, weil sie rechtzeitig erkannt hatten, daß sie, um ihren Kriegszweck zu erreichen, das Risiko der großen Seeschlacht gar nicht einzugehen brauchten. Sie würden es nur dann eingehen müssen, wenn unsere Flotte so stark wäre, daß sie den englischen Handel auf dem Atlantik bedrohen könnte. Dazu müßte diese aber erheblich stärker sein als die englische. Für England genügt die wirksame Verteidigung. Die nach 22 Monaten veranstaltete große Seeschlacht am Skagerrak ändert an dieser unserer Auffassung nichts. Sie war für beide Teile keine Notwendigkeit und hatte keine praktischen Ergebnisse, sie war anscheinend ein arg mißglücktes Luxusunternehmen der englischen Prestigepolitiker. Offensive Erfolge hat die englische Flotte lediglich den deutschen Kolonien gegenüber erzielt; vor den Dardanellen blieben sie kläglich aus. Die mehr und mehr rein defensive Bedeutung der Seeherrschaft, die mit der Entwicklung der Verteidigungswaffen und den steigenden Schwierigkeiten großer militärischer Expeditionen über See zusammenhängt, ist bei allen Zukunftsbetrachtungen sehr aufmerksam im Auge zu behalten.

Grundsätzlich muß die innere Geschlossenheit des Volkes als ein wichtiges Fundament jeder Großmachtstellung gelten. Das Volksheer unserer Tage bedarf des seelischen Rückhalts an der Heimat. Scharfe soziale oder völkische Gegensätze im Innern können im Frieden den wirtschaftlichen Fortschritt lahmlegen, im Kriege die militärische Leistung bis zum völligen Versagen schwächen. Das hat Rußland im Kriege gegen Japan erfahren. Im Gegensatz dazu brachte der Weltkrieg bisher jedem, der auf den inneren Zerfall bei den Gegnern rechnete, fast nur Enttäuschungen. Die Sozialisten aller Länder haben dem Kriege entweder gar keinen oder nur schwachen Widerstand entgegengesetzt; selbst in Italien, wo sie auf Grund des ganz frivolen Friedensbruchs in besonders günstiger Position sind, beschränken sich die Sozialisten auf den theoretischen Widerspruch und erzielen keinerlei Erfolg, erstreben ihn wohl auch nicht. In diesem Zusammenhange muß erwähnt werden, daß ebenso gründlich die völkerpsychologischen Prophezeiungen gescheitert sind. Der Unterschied zwischen den heißblütigen Völkern, die nur „Elan" haben, und den zähen, kaltblütigen scheint verwischt zu sein. Diese beiden auffallenden Erscheinungen dürften den gleichen Ursprung haben: den ungeheuer tiefen Eindruck, den der Umfang des ersten Weltkrieges auf alle Gemüter gemacht hat; man sieht den Spieleinsatz von Millionen Menschen und Milliarden Mark und macht sich phantastische Vorstellungen von den Folgen eines Fehlschlages. Ob sich dieselbe seelische Einwirkung auch in einem zweiten Weltkriege einstellen würde, ist zum mindesten zweifelhaft. Das wird wohl wesentlich von dem Ausgang des ersten abhängen.

Etwas stärker haben sich die völkischen Gegensätze fühlbar gemacht. Am meisten in Rußland, wo eine harte Unterdrückungspolitik gegen die nationalen Minderheiten geherrscht hatte, aber auch in Österreich, dem Lande der Nationalitätenfreiheit, und in Ungarn. England hat seine schwere Sorge mit den Iren trotz

des Homeruleversprechens; Deutschland fand keine Schwierigkeiten bei den durch die Ostmarkenpolitik gereizten Polen, nicht unbeträchtliche aber bei den verhätschelten Elsaß-Lothringern. Den Gründen dieses bunten Wechselspiels, die nur zum Teil auf der Hand liegen, nachzugehen, ist hier nicht der Raum. Wir haben einerseits festzustellen, daß die reinen Nationalstaaten einen unleugbaren Vorteil vor den anderen hatten, andererseits aber auch, daß die nationalen Zwistigkeiten diesmal in keinem Lande die kriegerische Leistung wesentlich beeinträchtigt zu haben scheinen. Das gilt bisher sogar auch für die unterjochten Völker in anderen Erdteilen. Hier hat wohl die Suggestion von der unbesiegbaren Macht Englands noch stark gewirkt. Allerdings bestanden auch die staatlichen Zugehörigkeitsverhältnisse, die auf ihre Haltbarkeit geprüft wurden, meist schon seit mehr als einem Menschenalter. Als Ausnahme ist die Englandtreue der ehemaligen Burenrepubliken zu nennen, als eine ihrer Ursachen die Kunst der Engländer, in der formellen Behandlung der mit den härtesten Mitteln Unterjochten weitherzig zu sein. Für deutsches Denken ist es gar zu lange unbegreiflich gewesen, wie viel Wert andere Völker auf die Form legen und wie wenig auf das Wesen.

Die militärischen und innerpolitischen Grundlagen der Weltgeltung haben das gemeinsam, daß sie allein oder in erster Linie der Sicherung im Kriegsfalle dienen. So weit Menschenaugen in die Zukunft dringen können, wird diese Sicherung unentbehrlich sein. Zugleich muß aber erkannt und bekräftigt werden, daß selbst die vollendetste Kriegsrüstung allein noch keine Weltstellung im heutigen Sinne zu schaffen vermag. Die stärkste Militärmacht, die schon der zweiten weit überlegen ist, kann im

Frieden verarmen und im Kriege unterliegen. Das war in früheren Jahrhunderten nicht der Fall; künftig wird es immer mehr möglich sein. Denn die wirtschaftlichen Beziehungen werden zum Lebenselement der Großstaaten und die politischen Bündnisse zur furchtbaren Waffe. Preußen könnte sich unter friderizianischer Leitung vielleicht noch als Kontinentalstaat halten, aber den Siebenjährigen Krieg könnte es nicht mehr gewinnen.

Wir werden also auch in den folgenden Betrachtungen über die politischen, wirtschaftlichen und finanziellen Weltmachtsgrundlagen stets die Sicherung für den Kriegsfall im Auge behalten müssen, werden jedoch keineswegs übersehen dürfen, daß eine Weltstellung ohne fruchtbringende Friedensarbeit nicht denkbar ist. Während des Völkerringens, wo alles Sinnen auf den Waffensieg gerichtet ist, neigt man naturgemäß dazu, alles Wünschen den militärischen Zukunftssicherungen zuzuwenden. Aber der Krieg ist nicht Selbstzweck. Niemand führt Krieg um des nächsten Krieges willen. Die Nationen kämpfen um den schnelleren und reicheren Friedensaufstieg, zu dem die bessere Kriegsvorbereitung nur eine teure, aber unabwendbare Vorbedingung ist.

Die politische Macht ist freilich auch in erster Linie Kriegsmacht, bedarf aber der festen Fundierung im Frieden. Was sie ohne Krieg an Erträgen einbringt — Neuland, Interessensphären, Konzessionen, Handelsvorteile —, das würden die Besitzer oder Konkurrenten nicht zugestehen, wenn der Fordernde in seiner Toga kein Schwert versteckt hielte. Man gibt nach oder einigt sich mit dem Gegner über eine Teilung, wenn der Gegenstand einen Krieg nicht lohnt. Wer als Grundsatz seiner Politik die Friedensliebe um jeden Preis verkünden wollte, würde bald besitz- und machtlos dastehen. Das schließt natürlich eine ehrliche Friedenspolitik und das Streben nach internationalen Vereinbarungen zur Erhaltung des Friedens keineswegs aus. Nur

muß dahinter immer die Ultima ratio stehen. Der Hauptinhalt aller politischen Bündnisse bleibt die Vereinbarung für den Kriegsfall. Keine Weltmacht kann sie mehr entbehren. Es gibt keine „glänzende Vereinsamung“ mehr, sondern nur noch eine lebensgefährliche. Das merken selbst die Vereinigten Staaten in ihrer unvergleichlich günstigen Lage. Dem eigenen Lande möglichst starke und zuverlässige Verbündete zu verschaffen und feindliche Koalitionen von ebensolcher oder größerer Macht zu verhindern, ist die wichtigste Aufgabe jedes leitenden Staatsmannes.

Daneben hat die Behandlung der Neutralen eine früher bei uns nicht genügend erkannte Bedeutung erhalten. Wir waren geneigt, die „Sympathien der Welt“ als unerheblich anzusehen und zu sagen: mögen sie uns hassen, wenn sie uns nur fürchten — und von uns kaufen. Dieser Krieg hat uns die verschiedensten und sonderbarsten Abstufungen von Neutralität kennen gelehrt. Er zeigte uns ferner, daß bisher im allgemeinen England mehr gefürchtet war als Deutschland, und er offenbarte an dem Wohlwollen der Neutralen äußerst reale Seiten von weittragender Bedeutung für den Verlauf des Kampfes. Das waren die Lieferungen von Kriegsmaterial und Lebensmitteln. Die Leidenschaftlichkeit der Volksstimmungen läßt auch eine gewisse Wirkung über den Krieg hinaus annehmen.

Bei der Erörterung des wirtschaftlichen Fundaments einer Weltstellung muß die Friedenstätigkeit vorangestellt werden. Sie ist hier schlechthin entscheidend. Die wirtschaftliche Macht beruht auf der möglichst uneingeschränkten Fähigkeit, überall in der Welt Handel zu treiben, insbesondere die eigenen Industrieerzeugnisse abzusetzen, überall Kapital nutzbringend anzulegen und alle daheim benötigten Rohprodukte aus eigenen Kolonien zu beziehen. Diese drei wirtschaftlichen Betätigungen fallen im Kriege teils von selbst fort, teils sind sie dann zur Not entbehrlich.

Wer aber auch im Frieden auf sie verzichten will, gibt den Anspruch auf Weltgeltung preis. Der Handel und die Kapitalanlagen werden durch Handelsverträge gesichert. Daß durch die Höhe der Einfuhrtarife die Handelsbeziehungen zwischen zwei Ländern völlig umgestaltet, ja ganz unterbrochen werden können, ist bekannt. Man weiß auch, welche Bedrohung Deutschlands in dem Plan des wirtschaftlichen Zusammenschlusses Englands mit seinen Kolonien liegt, wie die Moskauer Kaufmannschaft gerade um eines für sie günstigeren deutsch-russischen Handelsvertrages willen die Fortsetzung des Krieges betreibt und wie gerne unsere Feinde einem mitteleuropäischen Wirtschaftsbunde einen Handelsbund der jetzigen Kampfgenossen entgegensetzen möchten. In diesem Umfange gewiß eine unausführbare Idee. Aber hier sollte ja auch nur die außerordentliche Bedeutung betont werden, die von allen Seiten der Regelung der Handelsbeziehungen beigelegt wird. Der Starke ist töricht, wenn er durch Gewaltmittel den Abbruch des Handels herbeiführt und sich damit ins eigene Fleisch schneidet; aber durch geschickte Handelspolitik kann er seine Weltstellung mächtig heben, die des Gegners langsam schwächen.

Der Eigenbesitz von tropischen und subtropischen Kolonien dient nicht nur der Aufnahme eines etwaigen Bevölkerungsüberschusses, der sonst dem Lande verloren ginge — das wird auf lange Zeit hinaus nirgends in Betracht kommen —, sondern vor allem dem wirtschaftlichen Bedürfnis, das Gold für die wertvollen kolonialen Produkte dem eigenen Volke zu erhalten. Die Frage, ob ein Reich mit seinen Zahlungen, also schließlich mit seinem Golde, dem Auslande tributpflichtig wird, spielt eine immer größere Rolle. Sollte der Absatz heimischer Produkte und hochwertiger Industrieerzeugnisse in fremden Ländern künftig erschwert sein, so würde der Bezug möglichst vieler Rohprodukte aus eigenem Besitz geradezu eine Lebensfrage werden. Bei

solchem Wert der Kolonien wird man sie künftig wohl allerseits in einen besseren Verteidigungszustand versetzen. Der bisher bei uns noch krampfhaft aufrechterhaltene Grundsatz, daß das Schicksal der Kolonien auf den europäischen Schlachtfeldern entschieden werde, setzt einen Grad von kriegerischen Entscheidungen voraus, den man nicht mehr für alle Fälle mit der früheren Bestimmtheit erwarten kann. Die Erfahrung hat auch gelehrt, daß schon sehr kleine Schutztruppen sich lange halten können; demnach würde die Bereitstellung ausreichender Kräfte für die dauernde Behauptung der Kolonien die heimische Armee kaum nennenswert schwächen und eine verhältnismäßig sehr günstige militärische Kapitalanlage sein. Die Sicherung durch verteidigte Hafenanlagen und Kriegsschiffe wäre auch noch für andere Zwecke von höchstem Nutzen. Eigene starke Kolonialtruppen werden die feindlichen von dem europäischen Kriegsschauplatz fernhalten.

Andererseits ist es vom rein wirtschaftlichen Standpunkt aus nicht unbedingt notwendig, daß während eines Krieges das Heimatland dauernd mit den Kolonien in Verbindung bleibt. Denn gerade die Kolonialprodukte — Gummi, Baumwolle, Kaffee, Tabak, Ölkerne, Hanf usw. — kann man für die voraussichtliche Kriegsdauer leicht aufstapeln. Man kann und wird zweifellos in Zukunft gewaltige Vorratslager halten, aus denen man für den Friedensbedarf so viel alte Ware entnimmt, wie neue hinzukommt. Die Verteidigungsfähigkeit der Kolonien ist jedoch in einem längeren Kriege von der Verbindung mit der Heimat oder mit einem Munition liefernden neutralen Staate in hohem Grade abhängig. Deshalb muß jedes kolonialbesitzende Volk eine Beherrschung der Meereswege aufs äußerste anstreben.

Seit dem Jahre 1914 ist das Wort „Wirtschaftskrieg" in jedermanns Munde; im Jahr 1916 weiß jedermann, daß Deutschland verloren gewesen wäre, wenn die Abschneidung vom Weltverkehr ihm die Ernährung und Munitionserzeugung unmöglich gemacht hätte, sowie daß England verloren ist, sobald es vom Weltverkehr abgeschnitten wird. Das sind Erkenntnisse von ungeheurer Wucht. Wir werden ihnen künftig in ganz anderer Weise Rechnung tragen müssen als vor 1914, wo wir recht optimistisch über die Dauer eines Weltkrieges dachten und weniger den Angriff gegen den englischen Handel als die Verteidigung gegen die englische Kriegsflotte vorbereiteten.

Die Stärke eines Staates, der im Kriegsfalle sein Heer wie seine Bevölkerung aus der eigenen Produktion oder aus aufgestapelten Vorräten ernähren und bekleiden und bewaffnen kann, braucht niemandem mehr bewiesen zu werden. Sie liegt nicht nur in der Unabhängigkeit von der Zufuhr, sondern auch in dem wirtschaftlichen Moment, daß die ausgegebenen Milliarden im Lande bleiben. Ebenso ist klar, daß ein festes Bündnis zusammenhängender, sich wirtschaftlich ergänzender Staaten von hohem Wert ist, wenn es auch die Selbstsicherheit eines sich allein genügenden Staates nicht ganz zu ersetzen vermag. Besonders zu unterstreichen bleibt aber noch die Bedeutung eines Überschusses an Produkten oder Erzeugnissen, der im Kriege an Neutrale abgegeben werden kann. Damit wird nicht nur die Handelsbilanz verbessert, sondern unter günstigen Umständen auch eine bestimmender politischer Einfluß ausgeübt. In diesem Krieg hat uns namentlich der ungeheure Vorrat an Kohle und Eisen, über den wir nach der Besetzung Belgiens und Nordfrankreichs verfügten, eine vielleicht ausschlaggebende Macht in die Hand gegeben.

Militärisch hat sich die englische Flotte, wie wir sahen, im wesentlichen defensiv verhalten; im Wirtschaftskrieg dagegen

wurde sie als Angriffswaffe geführt, und sie hätte tödlich gewirkt, wenn Deutschland an dieser Stelle verwundbar gewesen wäre. Sind nun alle Staaten in gleicher Weise befähigt, sich unverwundbar zu machen? Nein. Erstens gehört dazu eine ausreichende Eigenproduktion von Kohle und Eisen, die nicht alle besitzen; zum andern wird aber auch ein Aufstapeln von Nahrungs- und Genußmitteln für mehrere Jahre dort unmöglich sein, wo nicht der größte Teil des Bedarfs aus dem Lande selbst gedeckt werden kann. Das trifft für England zu. Außerdem ist dieses ein so ausgesprochener Handelsstaat, daß eine längere Unterbrechung seines Überseehandels vernichtend wirken würde. So ist der Seeverkehr für England Lebensbedingung. Die „Freiheit der Meere" im Kriegsfalle wird England erst dann zugestehen, wenn es selber seinen Seeverkehr bedroht sieht.

Schließlich ist die finanzielle Grundlage der Weltstellung noch kurz zu streifen. Auch in diesem Punkte hat der Weltkrieg mit seinen unerhörten Kosten unerwartete Erfahrungen gezeitigt. Daß unsere Gegner gerade von Deutschlands finanziellem Zusammenbruch einen baldigen Frieden erhofften, war dumm; aber hatten wir nicht mehr Recht, eine solche Wirkung in Rußland und Italien und gar in Serbien und Montenegro vorauszusehen? Nichts von alledem ist bisher eingetreten. Zum Teil borgten die Reichen den Armen, zum größeren Teil halfen sich diese mit der Notenpresse durch. Alle Grundsätze einer geordneten Finanzwirtschaft waren vergessen — wohl in derselben Desperadostimmung, von der wir schon bei der Skizzierung der innerpolitischen Verhältnisse sprachen. Wem die Schulden erst ganz und gar über den Kopf gewachsen sind, der lebt eine Weile in betäubter Sorglosigkeit dahin.

Aber das Erwachen ist furchtbar. Es wird auch die kriegführenden Völker packen und schütteln. Im Grunde weiß doch jeder, daß Reichtum dem Staat wie dem Einzelnen Macht verleiht.

Ein finanziell gesundes Land kann seine militärische Stärke bis zum äußersten ausbauen, kann Handel und Schiffahrt unterstützen, kann Kolonien erwerben und zur Blüte bringen. An unheilbarem Geldmangel kann ein Land zugrunde gehen. Man erinnert sich noch, daß ein freundlicher englischer Kaufherr uns als Friedensbedingung weiter nichts auferlegen wollte, als die Zahlung von 100 Milliarden. Das war keineswegs dumm, wenn auch ncch bescheiden gegenüber den ,,Financial News“, die bereits 200 Milliarden fordern. Damit wäre unsere Militärmacht, unsere wirtschaftliche Zukunft, unsere Weltstellung vernichtet. Umgekehrt könnten wir wohl sagen, daß wir für eine Kriegsentschädigung von solcher Höhe uns viel von dem „kaufen“ könnten, wonach unser Sinn steht. Jedenfalls wäre damit unsere Weltstellung auf zwei Menschenalter so zu sichern, daß sie nie wieder erschüttert werden könnte.

Die Sicherung der deutschen Weltstellung

Der Krieg ist gekommen, weil die alten Weltmächte den deutschen Emporkömmling nicht als gleichberechtigt bei der Teilung der Erde anerkennen wollten und weil sie glaubten, den jungen Konkurrenten mit Gewalt in seine frühere, rein kontinentale Stellung zurücktreiben zu können. Das uns Deutschen durch den Kriegsgrund vorgezeichnete Kriegsziel ist demnach: Die Durchsetzung unserer Gleichberechtigung und die Sicherung gegen neue Versuche, uns Gewalt anzutun.

Man muß es wiederholt aussprechen, daß Deutschland sich zur Weltmacht entwickelte und weiter entwickeln will. Denn auch bei uns sind, als der Krieg das Reich zu einem rein kontinentalen, wirtschaftlich in sich abgeschlossenen Staat machte, hier und da Stimmen laut geworden: das ginge doch sehr schön so und sollte auch in Zukunft möglichst so bleiben, weil dann ja kein Krieg uns mehr wirtschaftlichen Schaden zufügen könnte. Dabei wurde übersehen, daß diese Wirtschaftsblüte auf den Milliarden-Kriegslieferungen wuchs, die im Frieden fortfallen. Nur ein Korn Wahrheit steckte in jener Ansicht: wir werden allerdings künftig den inneren Markt noch mehr pflegen und in dem Bezug des Notwendigsten uns vom Auslande unabhängig machen müssen. Wenn wir aber ganz auf Überseehandel, Export und Kolonialbesitz verzichten wollten — dann hätten wir diesen Krieg gar nicht zu führen brauchen! Denn das ist's ja gerade, was unsere Feinde erstreben. Sie sehen deutlicher als manche unter uns, daß Deutschland als reine Kontinentalmacht langsam zurückgehen und in Ohnmacht verfallen müßte. Selbst das wirtschaftlich zu-

sammengeschlossene „Mitteleuropa" — das ganz gewiß als Kriegsgewinn nicht zu verachten ist; sagen doch unsere Feinde, damit allein schon würden wir den Krieg gewonnen haben — könnte keineswegs als Ersatz für verlorene Überseegeltung angesehen werden.

So verstehen wir auch das Kriegsziel des Herrn Asquith: Das deutsche Volk soll weiterleben dürfen in mittelalterlicher Enge, möglichst nur beschäftigt mit Dichten und Denken — aber die Kraft zur Weltpolitik soll ihm mit seinem „Militarismus" gebrochen werden.

Das kann unser Kriegsziel nicht sein. Andererseits ist festzustellen: Der Krieg ist für uns gewonnen, wir können mit seinem Ertrage zufrieden sein, wenn wir unsere Gleichberechtigung in der Welt und möglichste Sicherung gegen neue Angriffe erreicht haben. Hiermit soll aber keineswegs gesagt sein, daß wir uns mit einem Mindestmaß von Garantien begnügen müßten. Nein: der Krieg schafft das Recht des Starken. Eroberungslust treibt uns nicht, wir wollen weder aus Habsucht noch aus Rachgier andere Völker schädigen. Aber wir dürfen und wollen alles Erreichbare begehren, was uns in Zukunft die Verteidigung erleichtert, was uns also bessere und festere Bürgschaften für unsere Friedensweltstellung gibt. Die Grenzen hierfür liegen erst da, wo die Kraft des Durchsetzens fehlt und wo der Augenblicksgewinn den Keim zukünftiger Schwäche in sich bärge.

Deshalb ist, ehe die letzte große Waffenentscheidung gefallen ist, ein Einzelprogramm unserer Forderungen unmöglich. Zwischen Mindestmaß und Höchstmaß gibt es unendlich viele Abstufungen, und jede ist in sich variabel, zumal schon für das Mindestmaß der notwendigen Sicherung unserer Weltstellung eine einzige, unbestreitbare nnd unverrückbare Formel nicht aufzustellen ist. Es führen viele Wege zum gleichen Ziel. Man bedenke, wie allein ein Sonderfrieden mit einem unserer Feinde, falls er die Gewähr

für eine Änderung der politischen Konstellation in den nächsten Jahrzehnten böte, jedes Programm umwerfen könnte.

So müssen wir uns vorläufig auch beim Hinausblicken in die Zukunft auf allgemeine Erwägungen beschränken, können nur die Zahl und Güte der Wege zum Ziel prüfen, nicht die Marschroute im einzelnen vorschreiben. Wir knüpfen dabei an das früher Gesagte an und werden Wiederholungen nicht immer scheuen. Aber die Gruppierung wird sich etwas verschieben.

Auf die Frage, wie uns die Anerkennung unserer Gleichberechtigung in der Welt gesichert werden kann, lautet die einfachste Antwort: durch Macht. Eine Steigerung unserer Macht ist durch den Verlauf des Weltkrieges schon eingetreten und unverlierbar. Nach diesen Erfahrungen können die alten Imperien gar nicht mehr daran denken, bei internationalen Regelungen den Neuling beiseite zu schieben. Das Deutsche Reich hat als Weltmacht ein Schwergewicht erhalten, daß es ohne Säbelrasseln nunmehr überall den Anspruch erheben kann, gehört und berücksichtigt zu werden. — Im innerpolitischen und im Wirtschaftsleben gibt es manche Macht, die sich mit ihrem tatsächlichen Wirken begnügt und nach außen nicht hervortreten will. Zur internationalen Macht dagegen gehört der Glauben der Welt an sie. Er ist ihre unentbehrliche Ergänzung. Die englische Weltherrschaft wird dem Untergange geweiht sein, sobald der Glauben der Welt an die englische Macht endgültig erschüttert ist. Umgekehrt wird jeder aufstrebende Staat eher wirkliche Macht als ihre Anerkennung in allen Erdteilen erreichen.

Deshalb ist es für uns notwendig, daß wir nicht nur siegen, sondern daß auch unser Sieg der ganzen Welt offenbar wird. Deshalb müssen wir die Vermittlungsformel der Pazifisten: es werde keine Sieger und keine Besiegten geben, rundweg ablehnen und gerade den allergrößten Wert auf Friedensbedingungen legen, die auch dem blödesten Antipoden den deutschen Sieg

deutlich machen. In diesem einzigen Punkte gilt die Form fast mehr als die Sache. Warum schrien die Engländer so erregt: „Niemals!“, als Helfferich zum erstenmal von einer Kriegsentschädigung sprach? Doch nicht wegen des drohenden Geldverlustes; sie sind gewöhnt, in politische Unternehmungen große Summen zu stecken. Sondern weil eben die Kriegsentschädigung neben der Landabtretung das offensichtlichste Eingeständnis der Niederlage ist. Das fürchten sie mehr, als den Verlust an realer Macht, der unvermeidlich ist.

Wir aber wollen natürlich zu dem Glanz der Macht auch wirkliche Macht. Versucht man, die Bedingungen dafür zu formulieren, so wird man vielfach auf dieselben stoßen, die man für die Sicherung gegen neue kriegerische Überfälle aufstellen muß. Denn die Macht ruht ja wesentlich auf der militärischen Stärke. Diese allein bildet aber keine Friedensgarantie, sondern bedarf der politischen, wirtschaftlichen und finanziellen Ergänzungen. Wir werden daher gut tun, von jetzt ab unmittelbar die möglichen Formen der Friedensforderungen zu behandeln und sie unter den verschiedenen Gesichtspunkten zu beleuchten.

Die Frage der Kriegsentschädigung ist schon mehrfach gestreift worden. Sie hat nicht nur die sozusagen repräsentative Seite der Siegesbekundung, sondern ein verteufelt ernstes Gesicht. Die ersten, noch verhältnismäßig harmlosen Drehungen der Steuerschraube geben uns einen schwachen Begriff davon. Allein die notwendigsten Neuausgaben in unserem Reichshaushalt — für die Kriegsanleihezinsen, Versorgungen und Materialergänzungen — werden mindestens 5 Milliarden im Jahr betragen. Was wird darüber hinaus noch notwendig sein? Den Gedanken, daß Landerwerbungen, europäische und außereuro-

päische, in absehbarer Zeit dem Reiche Geld einbringen könnten, hegt wohl niemand mehr; zunächst kosten sie sogar sehr viel. Ein allgemeines Sinken des Volkswohlstandes bei hohen Steuern, hohen Preisen und niedrigen Löhnen ist zu erwarten. Daß wir uns nicht wieder „großhungern" könnten, fürchten wir nicht. Manchen Kreisen wird die Entfettungskur sogar gut tun. Aber scharfe Lohn- und Steuerkämpfe bedrohen die innere Geschlossenheit unseres Volkes, die, wenn noch anderweitige innerpolitische Erbitterung hinzukäme, uns künftig nicht so sicher wäre wie diesmal. Gewaltige Aufgaben werden dem Privatkapital gestellt sein in dem Wiederaufbau der zerstörten Handelsbeziehungen und in der Neuerschließung des großen Gebietes im Südosten bis Persien hinunter, das dem Deutschen Reich und seinen Verbündeten einmal als unerschöpfliches Kraftreservoir dienen soll. Gewiß haben bei uns während des Krieges neue Kapitalanhäufungen stattgefunden; doch ist es zweifelhaft, ob sie leicht den immerhin gewagten Unternehmungen in der weiten Welt werden nutzbar gemacht werden können. Jedenfalls wird niemand bestreiten, daß aus diesem und den vielen anderen Gründen eine reichliche Kriegsentschädigung uns als äußerst erwünscht erscheinen muß. Bis zu welchem Umfange eine solche bei dem heutigen Stande der Finanzen auf der Gegenseite noch erreichbar ist und wie sich vielleicht Ersatz dafür finden ließe — das sind Fragen, die schon in das Gebiet der unmittelbaren Kriegszielerörterungen gehören.

Mehr als dringend erwünscht, absolut notwendig werden für uns gute Handelsverträge sein. Man kann sowohl ihre Bedeutung als auch die Schwierigkeit, sie zustande zu bringen, kaum hoch genug einschätzen. Vor dem Kriege hatte der Wettkampf der meisten Staaten um den besten Zollschutz, an dem Großbritannien sich immer mehr zu beteiligen drohte, einen Grad erreicht, daß die Sachkundigen bei dem Gedanken an die nächste

Neuregelung schauderten. Das Schwert hat auch diesen gordischen Knoten durchhauen. Aber der Kampf am grünen Tisch wird noch schwer sein. Wir müssen entschiedener denn je fordern, was so ungern zugleich gewährt wird: Schutz für unsere Produktion und leichte Ausfuhr für unsere Fabrikate. Das eine ist zur Sicherung gegen neue Kriegsgefahr, das andere zur Erweiterung unserer wirtschaftlichen Macht unentbehrlich.

Welchen Wert Kolonien für die Finanzkraft eines Landes gewinnen können, ist früher erwähnt worden. Wir können unsere alten nicht loslassen und müssen neue dazu erstreben. Auch aus militärischen Gründen. Wir brauchen unbedingt Flottenstützpunkte an den großen Meeren, um unseren Handel zu schützen und den feindlichen — bis zur allgemeinen Anerkennung der Freiheit der Meere — zu bedrohen. Die Lehre vom Kreuzerkrieg hat lange genug vergeblich bei uns Eingang gesucht; nach den Erfahrungen dieses Krieges, nach den Wundertaten eines Spee-Geschwaders, einer „Emden", einer „Möwe" und manches anderen Kaperschiffes werden wir bald alle bekehrt sein.

In diesem Zusammenhange ist eine andere Forderung, die ebenfalls auf dem Streben nach der „Freiheit der Meere" beruht, zu erörtern. Das ist der Ruf: „Heraus aus dem nassen Dreieck!", das ist das Verlangen nach dem Besitz der flandrischen Küste. Es leuchtet ohne weiters ein, daß die deutsche Flotte in der kurzen Strecke Cuxhaven—Wilhelmshaven eine unvergleichlich viel schlechtere Operationsbasis besitzt als die großbritannische in der ganzen Ostküste Schottlands und Englands. Von einer breiteren Basis aus und mit festen Stationen so nahe der Themsemündung würde sie naturgemäß den Gegner auch mit größeren Kampfschiffen mehr beunruhigen können, die kleinen fänden schneller einen sicheren Unterschlupf. Doch ist uns bisher noch keine klare Erläuterung der Ansicht bekannt geworden, daß von dieser breiteren Basis aus die „Freiheit der Meere" un-

mittelbar erzwungen werden könne. Diese ist doch auf dem Atlantischen Ozean zu suchen. Angenommen, die Engländer vermöchten den westlichen Teil des Kanals künftig noch viel gründlicher zu sperren, so führte der einzige Weg nach dem offenen Meere immer wieder nördlich um Schottland herum. Werden ihn jemals, solange England am Handelskriege festhält, andere deutsche Schiffe als Unterseeboote im Kriege befahren? Oder darf man glauben, daß die Engländer wegen der drohenden Ausschaltung ihrer ganzen Nordseezufuhr und aus Furcht vor deutschen Landungen die Schiffahrt auf dem Atlantik freigeben werden? Uns scheint, daß diese Fragen noch der Klärung durch Fachleute bedürfen. Die alten Verfechter des Angriffskrieges gegen Englands Ozeanhandel mit Kleinkampfmitteln werden uns sagen müssen, ob auch sie — denen doch die tatsächliche Entwicklung wunderbar recht gegeben hat — den Besitz der flandrischen Küste für die allererste Forderung halten. Kein Deutscher wird irgendeine Forderung, und am wenigsten die oben behandelte, aufgeben wollen, wenn sie ohne Opfer an anderer, noch wichtigerer Stelle durchzusetzen ist.

Mit der zuletzt behandelten Frage haben wir bereits das Gebiet der Annexionen auf europäischem Boden betreten. Aus dem Geschichtsunterricht, der ja früher am Beginn des 19. Jahrhunderts stecken zu bleiben pflegte, ist wohl in den meisten von uns eine gewisse Neigung zurückgeblieben, die Kriege vorwiegend als Kämpfe um Landzuwachs anzusehen und ihre Erfolge an dem Umfang der Landeroberungen zu messen. Solange es lediglich eine europäische Politik gab, deckte sich in der Tat der Machthunger im wesentlichen mit dem Landhunger. Rücksichten auf die Gefühle der ihre Staatszugehörigkeit wechseln-

den Bevölkerung kannte man in den robusten Zeiten des Absolutismus nicht. Auch die drei Kriege Bismarcks galten noch allein unserer europäischen Stellung und brachten Landgewinn, obschon dieser 1866 wie 1870 weder der Zweck noch der Hauptinhalt des Kampfes war.

Dann erst haben wir allmählich die Aufgaben einer deutschen Weltpolitik sehen gelernt, dann erst ist uns recht zum Bewußtsein gekommen, wie inzwischen England, ohne Landerwerb in Europa, die Hand auf die ganze Welt gelegt hatte. Seitdem suchen wir nicht mehr so ausschließlich den Sinn jedes Krieges in einer Veränderung der europäischen Landkarte. Auch haben die Fortschritte der Demokratie wie des Nationalitätenbewußtseins dem Phantasiespiel mit Kronen und Ländern gewisse Grenzen gezogen. Immerhin ist dieses Spiel auch im Weltkriege noch äußerst rege geblieben, sowohl innerhalb als namentlich außerhalb der deutschen Grenzpfähle. Die Gegner haben uns weit übertroffen in umstürzenden Weltverteilungsplänen, die der militärischen Lage ebenso ins Gesicht schlugen wie jeder Rücksicht auf die Nationalitäten. Das ganze linke Rheinufer wird ja von ihnen immer noch gefordert. Nun ist es ganz gewiß wahr, daß nur ein „Kindskopf" glauben kann, nach so ungeheurem Ringen der Völker werde kein Grenzstein in Europa verschoben werden. Das Recht des Siegers, auch hier zu nehmen, was er für gut hält, ist uns gerade von unseren Feinden eindringlich gepredigt worden. Damit ist aber noch nicht die Frage beantwortet, bis zu welchem Umfange Annexionen notwendig, bis zu welchem sie gut sind. Daß sie nicht den einzigen Inhalt unserer Friedensforderungen bilden können, glauben wir nachgewiesen zu haben. Einiges Allgemeine über ihre Vor- und Nachteile wird noch zu sagen sein.

Gebietserweiterungen können militärische, wirtschaftliche und finanzielle Vorteile bringen. Die militärischen gelten uns heute

als die wichtigsten. Was auf Grund der letzten Kriegserfahrungen zur besseren Sicherung der Grenzen gegen feindliche Einfälle verlangt wird, muß als primäre Forderung anerkannt werden, der gegenüber alle Bedenken zu schweigen haben. Das kann sich auf den Gewinn neuer Verteidigungslinien von natürlicher Stärke, auf die Beseitigung feindlicher und die Schaffung eigener Ausfalltore, sowie auf den Schutz besonders empfindlicher Wirtschaftszentren durch Hinausschieben der Grenzen beziehen. So wäre ein mit unseren Feinden verbündetes Belgien eine unerträgliche Bedrohung unseres Rhein-Ruhr-Gebiets. — Die Entwicklung der Luftwaffen wird allerdings so tiefe Gefahrzonen schaffen, daß man diese nicht mit Grenzverschiebungen aufheben kann. Da werden andere Abwehrmittel zu suchen sein.

Wesentlich militärischer Natur ist auch der Vorteil eines größeren Landzuwachses, daß die Bevölkerungszahl und damit die eigene Heeresstärke wächst, die des Gegners abnimmt. Er wird zugleich zum wirtschaftlichen Vorteil, wenn das neue Gebiet eine glückliche Ergänzung des alten auf dem Wege zur Ernährung des ganzen Volkes aus dem eigenen Lande darstellt. Bei uns hat sich in diesem Kriege ein starkes Bedürfnis herausgestellt, die agrarische Produktion, vor allem die Viehzucht und den Anbau von Futtermitteln, zu vermehren. Große wirtschaftliche Vorteile kann ferner der Gewinn neuer mineralischer Bodenschätze bringen. Für die Kriegswirtschaft haben wir an sich genug, doch ist jeder Überschuß, wie gezeigt wurde, von hohem Nutzen; ebenso natürlich die Verringerung des den Feinden zugänglichen Vorrats. Der Hinzutritt eiens unzerstörten, in hoher Kultur stehenden Landesteiles mit steuerkräftiger Bevölkerung bringt auch allmählich finanzielle Stärkung.

Die aufgezählten Errungenschaften können zum Teil nur bei völliger Einverleibung des neuen Gebietes eintreten. Ein Teil der militärischen und der wirtschaftlichen Vorteile ist aber

auch dann schon für den Kriegsfall gesichert, wenn die kampflose Besetzung des Gebiets unmittelbar nach Kriegsausbruch gewährleistet ist. Das würde z. B. für Gebiete gelten, die mehr Ausfall- als Verteidigungsstellungen darstellen, ferner auch für die Sicherung von Nahrungs- und Mineralvorräten. Selbstverständlich ist die vollständige Annexion immer die beste Sicherung in rein militärischer und wirtschaftlicher Beziehung, aber sie kann auch Gefahren in sich bergen, die größer sind als der Gewinn.

Die innere Stärke des nationalen Einheitsstaates im Gegensatz zu der schwierigen Lage des aus mehreren Nationalitäten zusammengesetzten Staates braucht nicht nochmals betont zu werden. Es ist auch unbestreitbar, daß Bismarcks Ziel durchaus der deutsche Einheitsstaat war. Dabei ist es natürlich ein großer Unterschied, ob Völker einverleibt werden, die noch ein nationales Zentrum in einem anderen Staat haben, vielleicht sogar selbst staatliche Selbständigkeit besaßen, oder Volkssplitter, bei denen diese Voraussetzungen nicht zutreffen. Die einen werden — bei dem heutzutage so außerordentlich entwickelten Nationalitätsgefühl — sich niemals innerlich mit der Unterwerfung abfinden, die anderen mit dem Herrschaftswechsel viel leichter, unter Umständen sogar freudig, und werden langsam in dem Einheitsstaat aufgehen. Ein mit Gewalt unterjochtes Volk kann im Kriege zur größten Gefahr werden, wenn es während der Mobilmachung oder hinter dem Rücken der Armee sich erhebt. Trotzdem wollen wir nicht sagen, daß aus diesem Grunde jede derartige Annexion unbedingt unterbleiben müßte. Starre Prinzipien sollte es in der Politik überhaupt nicht geben, sondern nur praktische Abwägungen des Für und Wider in jedem Einzelfall. Eine optimistische Vogelstraußpolitik ist nicht besser als eine pessimistische — Ängstlichkeit kann ebenso in den Sumpf führen wie blinde Draufgängerei. Auch schöne Sprichwörter sind weniger

wert als nüchterne Überlegung. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg? Das ist eine gute Peitsche, aber keine politische Wahrheit. Sonst säßen wir längst in London.

Andererseits können zwingende Rücksichten auf Bundesgenossen oder sonst auf die künftige politische Konstellation gegen Gebietserweiterungen sprechen. Weltreiche, die sich um nichts anderes als um die eigene Machtsicherung und Machterweiterung zu kümmern brauchen, gibt es nicht mehr und wird es nie mehr geben. Die Weltbündnispolitik, einschließlich der Beeinflussung der Neutralen, hat ausschlaggebende Bedeutung erhalten. „Wir haben die Sentimentalität verlernt" — das heißt: wir wollen nicht die Edelmütigen spielen und nicht um zweifelhafte Freundschaften werben, indem wir auf handfeste Bürgschaften verzichten. Aber das heißt nicht: wir wollen nun Freunde und Neutrale und Feinde anrempeln und auf die ganze Welt pfeifen. Unsentimental ist nicht nur der Stier, sondern auch der Fuchs.

Die Kunst der Politik beginnt erst da, wo der in die Zukunft schweifende Blick den dauernden Erfolg von dem Augenblickserfolg unterscheidet. Deshalb wird jede Betrachtung unserer Kriegsziele die künftige Bündnispolitik der ganzen Welt im Auge behalten müssen. So unentbehrlich uns die Hilfe unserer Bundesgenossen zur Erringung des Sieges war, ebenso unumgänglich wird unsere Pflicht sein, die Friedensforderungen aller vier Staaten zugleich zu bedenken und in Einklang zu bringen. Alle haben militärische, wirtschaftliche und finanzielle Wünsche, aber nicht alle sind bisher in gleich günstiger militärischer Lage auf Feindesboden. Wen wir, auch in Zukunft, an unserer Seite halten wollen, dem müssen wir zu möglichst großen Erfolgen bei

den Friedensverhandlungen verhelfen. Ganz gewiß wird es die unterliegende Gegenpartei unendlich viel schwerer haben, die Interessen der zahlreichen Teilhaber gegeneinander auszugleichen. Die Erwartung, daß dann der künstlich zusammengekittete Aufbau nicht mehr standhalten wird, ist um so gerechtfertigter, als nun der englische Allerweltskitt wohl weithin als Schwindelfabrikat, das lediglich der Bereicherung des Erfinders diente, erkannt werden dürfte. Aber gerade um diesen Erfolg zu erzielen, ist eine nüchtern-besonnene deutsche Politik nötig.

Noch wissen wir nicht, welche militärische Situation die Grundlage der Friedensverhandlungen bilden wird. Wir hoffen noch fest auf Waffenerfolge, die uns die Feinde so in unsere Hand liefern, daß wir ihnen die Friedensbedingungen diktieren können. Auch dann wird uns eine kluge Mäßigung im Hinblick auf die Politik der Zukunft nicht verlassen. Denn es gibt — das muß doch noch einmal ausgesprochen werden — kein Maß von „realen Garantien", das dem alleinstehenden Deutschen Reiche die Sicherheit gegen einen Angriff der ganzen Welt zu schaffen vermöchte. Gewiß zieht der Starke den Schwachen an — aber der Übermächtige treibt alle gegen sich zusammen. Napoleon hat sich 1807 nicht den Frieden, sondern den Untergang gesichert.

Es kann sich nur darum handeln, mit dem Einstreichen von Siegespreisen bis zu der Grenze zu gehen, die uns noch eine dauernde Friedenspolitik an der Seite unserer bisherigen und möglichst auch neuer Bundesgenossen ermöglicht. Immerhin würden, wenn uns der volle Endsieg zufällt, wir und unsere Freunde alles das, was in den vorstehenden Ausführungen als erwünscht, erstrebenswert und notwendig bezeichnet ist, gewiß erhalten und an Landzuwachs ein reiches Maß.

Als ruhig Denkende müssen wir aber auch die Möglichkeit ins Auge fassen, daß die Friedensverhandlungen beginnen könnten,

ohne daß wir die Bedingungen einfach zu diktieren vermöchten. Für diesen Fall ist es wohl auf Grund der guten militärischen Lage, die sich zweifellos nicht mehr zu unseren Ungunsten ändern wird, uns jetzt schon möglich, gewisse Grundlinien unserer Forderungen zu zeichnen, wie es der Reichskanzler mit den Bemerkungen über Polen, Litauen und Kurland sowie über Flandern getan hat. Ja, es war auf dieser Grundlage bereits während des Krieges die Proklamierung des selbständigen polnischen Königreichs in gewissem Umfange durchführbar — eine Tat mutigen Selbstvertrauens, die selbstverständlich deutschen Bedürfnissen entsprach und später noch mit viel Mühe den Erfordernissen der deutschen Politik anzupassen sein wird, die aber auch als erste Völkerbefreiung einen großen idealen Zug hat und als Beweis unserer tatsächlichen Macht weithin wirken muß. Dieses erste Beispiel zeigte fast erschreckend deutlich, wie sehr bei jeder Neuregelung Gründe und Gegengründe sich kreuzen; sie zeigte auch, daß schließlich doch nur die wenigen Verantwortlichen die Entscheidung treffen können, wenn nicht die Erwägungen und Bedenken den entschlußfreudigen Wagemut, ohne den eine große Politik undenkbar ist, töten sollen.

Einige Einzelheiten kann man also vorweg herausgreifen. Unmöglich aber ist die Festlegung aller erstrebenswerten Ziele. Denn darüber müssen wir uns klar sein: es würde ein Abwägen und Austauschen, ein Handeln und Feilschen beginnen, wie es so zäh und so kompliziert noch nie da war. Man denke: vier siegreiche Staaten auf der einen, zehn besiegte auf der anderen Seite! In solchem Kampf wäre es natürlich ausgeschlossen, daß wir und unsere Verbündeten — wie es noch manchem unter uns vorzuschweben scheint — zu dem jetzt von uns besetzten Feindesgebiet hinzu noch günstige Handelsverträge und Kriegsentschädigungen und die Rückgabe unserer Kolonien oder

gar neue Überseegebiete und Flottenstützpunkte gewissermaßen als Zugaben bekämen. Das wären dann alles Handelsobjekte, die, soweit uns ihr Erwerb notwendig erschiene, mit Konzessionen an anderen Stellen erkauft werden müßten. Auch einen solchen Gedankengang einmal durchzugehen, dürfen wir uns nicht scheuen. Der Mutige ist deshalb jeder Lage gewachsen, weil er jeder schon vorher ins Gesicht geschaut hat.

Die Entscheidung muß nicht notwendig von einer großen Schlacht herkommen. Der wirtschaftliche Zusammenbruch eines einzelnen Volkes, der politische einer Regierung kann den Anstoß geben. Es wäre die hundertjährige Arbeit eines zur Hölle Verdammten, alle irgend möglichen Arten der Endsituation und der Friedensbedingungen aufzuzeichnen.

Unsere Aufgabe war eine ganz andere — bescheidener und stolzer. Wir wollten uns nur der Vielseitigkeit des großen Problems recht bewußt werden, nur im gedanklichen Ringen mit dem überreichen Stoff einige Stützpunkte suchen. Das meiste, was hier ein einzelner zu den Sonderfragen äußerte, wird von ebenso ehrlich überzeugten Andersmeinenden anzugreifen sein. Jeder wird Dank verdienen, der klärend wirkt und das Ganze über den Teil stellt, der sachlich seine Ansicht begründet und weder Volksgenossen beschimpft, noch dem Volk das Vertrauen nimmt, daß seinen Opfern der Lohn gewiß ist.

Denn diese Erkenntnis haben wir gewonnen und halten wir unverrückbar fest: um Gewaltiges hat das deutsche Volk gekämpft, Unverlierbares hat es bereits erstritten, wenn es nur durchhält. Alles aber, den alten Besitz wie den neuen Gewinn, muß es in blutigem Kampf weiter verteidigen gegen den zähen, neidischen Feind, der ihm alles wieder rauben will. Bevor nicht England seine Ohnmacht, den weltwirtschaftlichen Lebensnerv des Deutschen Reiches zu zerstören, eingesehen und eingestanden hat, ist kein Friedensschluß zu erdenken, der

auch nur dem mindestfordernden deutschen Pazifisten annehmbar scheinen könnte.

Das Ziel liegt vor uns. Jedes neue Opfer, jeder neue Erfolg wird ein neuer Baustein sein zu dem festen, schönen Hause, in dem deutscher Geist friedlich wohnen, von dem aus deutscher Willen die Welt durchdringen soll.

